

Genossenschaft Kalkbreite

## Kommune für die Happy Few

Linke Wohnprojekte wie die Kalkbreite in Zürich haben den Anspruch, Durchmischung und Gemeinschaft zu fördern. Dafür gab es Unterstützung von der Stadt. In der Vorzeigesiedlung sind aber weder Randgruppen noch die vielbeschworene Multikultur zu Hause.

**NZZ am Sonntag** | von **Claudia Schumacher und Marvin Zilm (Fotos)** | 5.7.2015, 01:00 Uhr

Als Endzwanzigerin, die nicht in der schotterreichsten aller Branchen arbeitet, wohne ich in Zürich, mit seinen teuflischen Mietpreisen, relativ bescheiden. Ich bin zugezogen, die hiesige Vetternwirtschaft kann ich leider noch nicht anzapfen. Ich bin keine Linke. Niemand subventioniert mich.

Ich stehe also auf meinen eigenen Beinen in der Einzimmerwohnung im Kreis 3 und freue mich über die Badewanne unter dem Duschkopf und den Balkon. Und wenn ich da so auf dem Balkon sitze und der Haschischgeruch meiner netten, aus dem Osten zugewanderten Nachbarn zu mir herüberwabert, kommen mir die Träume. Wäre das nicht schön, so ein Leben in der Zürcher Innenstadt in einer geräumigen Wohnung! Mit Dachterrasse. Sauna. Und eigener Köchin. Aber man kommt eben nicht an einen Lifestyle-Goldstandard, den man sich, technisch gesehen, eben noch nicht verdient hat. Oder?

Neulich hat mir ein Unternehmensberater beim Apéro in der Kalkbreite etwas Interessantes erzählt. «Die Siedlung hier ist ziemlich cool», meinte er. «Da wohnen viele junge Kreative.» Warum ich mich dort nicht um eine Wohnung bewerbe. Ich erwiderte, dass ich nicht links sei. Der Berater aber fand, dass das doch gar nichts ausmache. Er habe sich auch überlegt, in der Kalkbreite-Siedlung wegen einer Wohnung anzufragen. Chic designt sei der Neubau und alles sehr sauber! Das Beste: Man bekomme Wohnungen von 80 Quadratmetern für 1700 Franken. Dann plauderte er munter weiter, als hätte er gerade nichts Erstaunliches gesagt. Er sagte weitere erstaunliche Dinge. Etwa, dass in seinem Umfeld gerade alle heiraten und sich dabei überbieten müssten, mit mehreren hundert Gästen, die Bräute würden mit dem Helikopter von A nach B geflogen, Goldküste halt. Mir schwirrte der Kopf.

Von der Idee her, dachte ich, ist die Kalkbreite doch eine ökosoziale Stadtkommune. Vergünstigter Raum für Menschen, die ihn brauchen und ihn sich anders aber nicht leisten können. Wie kann die Kalkbreite so chic sein, dass sich Berater, die Bräute im Helikopter von A nach B fliegen lassen, offenbar ernsthaft überlegen, dort wegen einer Wohnung anzufragen? Wohnen da etwa Yuppies wie der? Und wenn ja, warum dürfen Menschen, die es nicht nötig haben, überhaupt in städtisch subventionierten Genossenschaftswohnungen leben?

### Freundlich abwehrend

In der [Kalkbreite-Siedlung](#) treffen Gewerbe und Wohnraum aufeinander.

Hier kann man sich einen schönen Nachmittag machen. Als Erstes geht es in den Cupcake-Laden «Oh! sweetest thing». Da drin sieht es aus, als hätte die Gattin von Don Draper aus «Mad Men» vor lauter Ehefrust einen Laden für adrette, ungesunde Kleinkuchen eröffnet, um sich ein bisschen abzulenken. Schönstes Sechziger-Jahre-Pastell! Ich hole mir einen yummy Mini-Cupcake und lasse mir einen Cappuccino raus, beides setze ich auf die Spesen. Die Idee vom subventionierten Dasein ist mitreissend und macht Spass.

Die Ladenbesitzerin ist klein und süss. Auf ihrer Visitenkarte steht, dass sie Fräulein Meier heisst. Wie sie auf die Idee mit dem Laden gekommen ist? Nach dem Studienabbruch kamen administrative Jobs in Büros, «keine Traumjobs». Dann begann sie, Cupcakes zu backen, womit sie sich «einen Traum verwirklichte». Klingt alles in allem etwas eskapistisch und wenig konkurrenzfähig. Man kann auch nicht behaupten, dass die Ladenglöckchen viel klingeln würden, während wir uns unterhalten. Hat sie eine Ahnung, wie sie sich als Bewerberin um die Ladenfläche gegen andere durchsetzen konnte? Etwa zweihundert andere hätten sich mit Geschäftsideen um die Räumlichkeiten der Kalkbreite beworben. «Vielleicht hatte ich einfach Glück.»

Während ich, zurück auf der Strasse, meinen Mini-Cupcake fotografiere und durch den Instagram-Filter laufen lasse, sehe ich den Blumenautomaten. Es ist ein Automat. Da sind Blumen drin. Die Idee kenne ich noch nicht. Der Blumenautomat ist total herzig. Ich habe keine Ahnung, wozu er gut ist. Ich sehe mich um nach einem Laden, der ihn vielleicht betreibt, und lese auf einem Schild: «Blumerei».

Beim Daraufzulaufen sieht man schnell: Die Blumerei ist ein aparter Blumenladen. Das Adjektiv «apart» verwendet man für gewöhnlich in Zusammenhang mit Frauen, bei denen das Adjektiv «attraktiv» zu ambitioniert gewählt wäre. So ist das auch mit der Blumerei. Sie ist nicht die Blumenhalle, aber echt nett! Mit so ein bisschen Wildblumencharme. Unfertigkeiten. Papierblumen. Halt was Besonderes. Ich kaufe mir sogar eine Karte mit Pop-up-Papierblume von meinem eigenen Geld.

Die Frau im Laden guckt irgendwie ätherisch. Sie bewegt sich flüchtig und lächelt leicht entrückt. Kann sie mir ein bisschen etwas über die Kalkbreite erzählen? «Jetzt gerade eher nicht», sagt sie freundlich abwehrend. «Heute ist wirklich sehr viel los.» Ausser mir und ihr ist niemand anwesend. Ihr ist offenbar gerade nicht so nach Reden zumute. Auf ihrer Visitenkarte steht ihr bürgerlicher Name und noch ein anderer: «Florina». Ein Pseudonym wie bei Künstlern – bei einer Floristin?

Auf ihrer [Website](#) erfährt man: «Florina träumt von einer schönen Welt mit glücklichen Menschen, grünen Wiesen.» Und: «Florina ist kommunikativ. Sie spricht nicht nur gern mit Menschen und hört ihnen zu, sondern auch sind für sie Bäume Pflanzen Blumen Wesen ja die Natur, alles wie Geschwister die sie anrufen kann und deren Heilkraft (Information) nutzen.» (Sic!)

Die Kalkbreite-Siedlung ist seit letztem Jahr in Betrieb: 250 Mieter, 200 Mitarbeiter von Gastrobetrieben, NGO und Tante-Emma-Läden. In den

Medien wurde sie als «Trutzburg gegen Gentrifizierung» gepriesen und als zukunftsweisendes «Leuchtturmprojekt». Für das Versprechen, im begehrten Kreis 4 für «Durchmischung» zu sorgen und Gewerbetreibenden, die sich die Mieten im Quartier nicht leisten können, günstige Räume anzubieten, bekam die Genossenschaft verbilligtes Stadtland.

Was die dann über das Tramdepot Kalkbreite gebaut hat, ist ja auch wirklich toll: grosszügige Wohnräume für wenig Geld an interessanter Lage, eine Sauna auf dem Dach, zusätzliche Hobbyräume für Yoga und Malen und ja, tatsächlich auch Köchinnen, die für alle Abendessen machen. Über eine grosse Treppe kommt man von der Etage mit den Läden und Restaurants (zu empfehlen das «Bebek» mit den schönen poshen Kronleuchtern an der Decke) in einen Hof mit Spielplatz und kleinem Café nur für die Bewohner. Drumherum sind die Wohnungen hochgezogen.

Im Hof ist es still. Alles gut abgeschirmt von der Aussenwelt. Den Aufgang zum Hof muss man erst einmal finden. Hat man das, stellt man fest, dass der Berater recht hatte: chic designer Neubau, alles ziemlich proper. Ich zupfe meine Bluse automatisch zurecht und checke kurz, ob meine Schuhe auch sauber sind. Irgendeiner der Privilegierten, die hier wohnen dürfen, hat ein Plakat aus dem Fenster gehängt. Es ist rosa und zeigt eine Krone im Alarmzeichen, dazu der Schriftzug: «Geldadel ist Gift für die Demokratie!» Das Plakat ist hilfreich. Rein von der optischen Aufmachung her hätte man sonst keine Ahnung, dass es sich um eine genossenschaftliche Siedlung handelt und nicht um eine gated community für junge Banker.

## Bedürftige Yoga-Lehrerin

Im Hof, auf der Bank am Kalkbreite-Spielplatz, sitzt eine kleine Audrey Hepburn: zierliche Gestalt, elegant in der Haltung, wache Augen, frecher Kurzhaarschnitt. Wer sie ist und was sie in der Kalkbreite macht? «Ich bin Yoga-Lehrerin», sagt sie. Sie ist Anfang 30 und wohnt mit Mann und Kindern in einer 4-Zimmer-Wohnung. Wie sie an die Wohnung gekommen ist? «Wir waren schon in der Genossenschaft, bevor die Siedlung gebaut wurde.» Bei der ersten Ausschreibung hätten sie sich dann beworben und «zum Glück» gleich eine Wohnung bekommen.

Neben der 4-Zimmer-Wohnung ist die Familie der Yoga-Lehrerin auch im sogenannten Grosshaushalt organisiert. Der Grosshaushalt ist der Zusammenschluss von zehn Wohnungen, deren Bewohner bei der Genossenschaft einen Raum gemietet haben, in den sie eine Industrieküche plus Stube einbauen liessen. Unter der Woche sind zwei Köchinnen engagiert, die jeden Abend kochen. Am Wochenende wird der Gemeinschaftsraum auch als Partyraum verwendet. So lässt es sich leben. Neben der Yoga-Lehrerin sitzt ein Mann, sportlich gekleidet, Laptop auf dem Schooss. Was macht er? «Arbeiten.» Was? «Ich bin Wissenschaftler an der Uni.» Wie ist er an die Wohnung in der Kalkbreite gekommen? «Ich war schon vor dem Bau in der Genossenschaft.»

**Hier sieht es aus wie im Prenzlauer Berg von Berlin, der von einer Masse Hipster bevölkert**

## **wird, über die alle schimpfen. Weil sie gentrifizieren.**

Wenn man so einen Nachmittag in der Kalkbreite verschlendert, stellt man fest: Das, was die Genossenschaft angeblich will, und das, was sie umgesetzt hat, sind zwei paar Schuhe. Mittelstandsleute tummeln sich hier, die leicht linksideologisch eingefärbt von Gemeinschaft und Nachbarschaftlichkeit reden, die tendenziell infantilen Träumen vom kreativen Arbeiten nachhängen und ein bisschen Blümchen binden, die gerne Yoga machen, malen oder an der Uni überwintern – was für sich genommen erst einmal vollkommen o. k. ist. Aber wenn man keinem Beruf nachgeht, der das Geld einbringt, welches ein bürgerlicher Lebensstandard nun einmal erfordert, und dann aber in der Kalkbreite mithilfe von unterstützenden Leitungsmassnahmen des Staates über die eigenen Verhältnisse lebt – dann hat das einen Beigeschmack.

Will man in der Kalkbreite wohnen, scheint es zu helfen, «schon vorher in der Genossenschaft» gewesen zu sein. Gesinnung geht über Bedürftigkeit. Zugehörig ist man, bevor man sich bewirbt. Mit der versprochenen «Durchmischung» ist es somit auch nicht weit her. Hier sieht es aus wie im Prenzlauer Berg von Berlin, der von einer Masse junger Hipster bevölkert wird, über die dort alle schimpfen. Weil sie gentrifizieren.

Die Opfer der Gentrifizierung sind in Zürich wie in Berlin die Gleichen: Alteingesessene, Metzger, Schuhmacher, Bäcker, die sich aufgrund wohlhabender Zugezogener und sich ansiedelnder Handelsketten irgendwann die Mietpreise nicht mehr leisten können. Es gibt aber keinen Schumacher, keinen gescheiterten Bäcker, bei dem man Brot kaufen könnte, keinen Metzger und keinen sonstigen Handwerker in der Kalkbreite-Siedlung, der bereitstellt, was das Viertel wirklich brauchte. Von den Schmuckkettchen über die Cupcakes zur Wohnzimmer-Bar mit dem lustig-chaotischen Flohmarkt-Flair: In der «Trutzburg gegen Gentrifizierung» hat es offenbar nur Platz für Hipster.

Sieht man in der weissen Monokultur der Kalkbreite einmal einen Schwarzen, freut man sich richtig. Wohnt er auch hier? In gebrochenem Englisch verneint er das. Nur die Kinder und die Frau würden hier wohnen. Hm. Vielleicht irgendeine Architektin, die einen Schwarzen aus den Namibia-Ferien mitgebracht hat. Zugegeben: Leute wie die Yoga-Lehrerin machen mit ihrem Job wohl nicht das grosse Geld.

Aber muss man sie deshalb vergünstigt wohnen lassen? Wenn man Yoga-Lehrerin wird und das Privileg hat, den ganzen Tag zu sphärischen Klängen turnen zu dürfen, was für Befinden und Figur vorteilhaft ist, kann man nicht noch auf staatliche Privilegien hoffen. Will man dennoch das bürgerliche Leben, das man sich nicht leisten kann, muss man halt gescheit heiraten wie in den guten alten Zeiten, auf die Retro-Hipster doch eigentlich stehen. Warum die Stadt anspruchsvolle Yoga-Lehrerinnen subventioniert, leuchtet jedenfalls nicht ein. Handwerker leisten Arbeit, die für die Gesellschaft grundlegend sind. Yoga-Lehrer nicht.

Im rot-grünen Zürich aber hat sich das Kalkbreite-Modell durchgesetzt. Die Genossenschaft brütet über dem nächsten Projekt für ein Grundstück an der Zollstrasse. Bis 2020 sollen hier 70 preisgünstige Wohnungen realisiert werden, von der 1- bis zur 5-Zimmer-Wohnung, grössere Wohnungen für WG und das sogenannte Hallenwohnen. Die Pressesprecherin der Genossenschaft spricht davon, «die konventionelle Aufteilung von Wohnungen in Funktionsbereiche aufzulösen». Die «Bewohnerinnen und Bewohner» sollen ihre Wohnung irgendwie selber organisieren können. Klingt nach linker Kommunen-Bastelei. Aber die Kalkbreite-Genossenschaft hat auch einen Namen zu verlieren. Bestimmt kommen die Hallen als schicke Lofts daher, in denen sich das rot-grüne Kreativvolk wunderbar aufgehoben fühlen wird.

Siedlungen wie die Kalkbreite sind in Zürich ein Trend. Als modellhaft für die ökosozialen Stadtkommunen gilt die Bau- und Wohngenossenschaft [Kraftwerk 1](#). Gemeinsam genutzte Flächen im Haus wie im Garten werden von den Bewohnern über Arbeitsgruppen und Nachbarschaftshilfe instand gehalten. Eine grüne Zielsetzung des alternativen Lebensstils ist die 2000-Watt-Gesellschaft. Bei der Kraftwerk-1-Siedlung am Hardturm kommen die Bewohner immerhin auf einen durchschnittlichen Energieverbrauch von 3400 Watt pro Kopf, während der Schweizer Durchschnitt bei über 6000 liegt.

Wie in der Kalkbreite hat im letzten Jahr die Dachgenossenschaft «Mehr als Wohnen» im Hunzikerareal ihr Wohn- und Gewerbegebiet eröffnet. Wer dort wohnt, verzichtet – wie in der Kalkbreite auch – auf ein Auto. Die Jungen Grünen möchten ökosoziale Stadtkommunen wie die Kalkbreite bereits als Wohntrend der Zukunft fördern. Die Parteileitung versteht ihre Initiative als Antwort auf «fremdenfeindliche, wachstumskritische» Volksbegehren wie Ecopop oder die Masseneinwanderungsinitiative der SVP. Klingt, als wäre die Kalkbreite ein Auffangbecken für Einwanderer und Prekariatszugehörige und nicht eher ein Luxus-Ghetto für grüne Spiesser.

In der Kalkbreite ist der Besitzer des Bio-Lebensmittelladens ein früherer Kantonsratskandidat der Grünen Partei. Die grüne NGO «Umverkehr» hat ihr Büro in der Kalkbreite, und ihr Geschäftsführer, ein Mitglied der Grünen, bewohnt mit seiner Familie 125 Quadratmeter Siedlungswohnraum. Die Mieterin der Augenarztpraxis ist eine grüne Parteigängerin, ebenso wie der Chef des Beratungsbüros «Diktum», und so weiter und so fort. Vielleicht geht es den Initianten von den Jungen Grünen weniger um eine Antwort auf «fremdenfeindliche, wachstumskritische» Volksbegehren als um einen guten Wohnraum für die eigenen Leute.

## Von Zürich nach Berlin

Die ökosoziale Wohnidee ist mittlerweile von der Schweiz bis nach Berlin geschwappt. Zwei Grössen der dortigen Klubszene haben eine Genossenschaft gegründet, von einer Schweizer Pensionskasse das Geld besorgt und dann für mehr als zehn Millionen Euro eine der begehrtesten Freiflächen der Stadt gekauft, zweieinhalb Fussballfelder gross. Der «Spiegel» spricht von «Business-Hippies» und von einem «Techno-Spirit der frühen Neunziger, der erwachsen wird und plötzlich Kitas braucht».

Dass sich die Hippie-Investoren in Berlin im Kampf um das Grundstück so überraschend gegen Investoren und Hedge-Funds durchsetzen konnten, dürfte auch damit zusammenhängen, dass Berlin von links regiert wird – genau wie Zürich.

### **Ibus und Bolos**

Vordenker der ökosozialen Wohnformen wie in der Kalkbreite ist der Mitgründer der Wohngenossenschaft Kraftwerk 1, der Schweizer Hans Widmer. 1983 entwarf er die anarchistische und antikapitalistische Sozialutopie «bolo'bolo» in Buchform: Ein «bolo» ist eine autonome Gruppe von ein paar hundert «ibus», wie Widmer Menschen bezeichnete. Sie teilen die gleiche Mentalität, die «nima». Die ibus können die bolos wechseln und müssen dabei Gastfreundlichkeit von den anderen ibus erfahren. Die komischen Begriffe gehören zu einer Plansprache namens asa'pili, die in einer gleichgeschalteten Welt voller bolos gesprochen werden soll.